No. 49.

Unsere Kleinen

von

Isabella Braun.



Druck und Verlag
der Buchhandlung L. Auer
in Donauwörth.



Der schwarze Mann.

Unsere Kleinen

von

Isabella Braun.

Mit einem Titelbild von Heinemann.

Dritte Auflage.

Donauwörth.
Druck und Verlag der Buchhandlung L. Auer.

(1891)

Er will ein Soldat werden.

Das dreijährige Karlchen hat endlich seinen Willen durchgesetzt und stolziert in vollständiger Ausrüstung einher. „Ich will ein Soldat werden! weißt du, Papa, keiner mit Helm oder Tschako, sondern mit einem Federhute; kein Leutnant, — ein General will ich werden!“ rief er mit früh-erwachtem Ehrgeize.

Der Papa machte sein bedenkliches Gesicht, zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte den Knaben prüfend an, indem er ent-

gegnete: „Aber zuvor muß man als Leutnant und Hauptmann sehr tapfer gewesen sein!“

Karlchen errötete zwar ein wenig; dann schlug er mit seinem Stöckchen gegen die aufgestellten Bleisoldaten, daß eine große Niederlage erfolgte, und rief: „O, ich werde schon sehr tapfer sein! weißt du, Papa, wenn ich einmal groß geworden bin. Laß mich jetzt nur mit dem General anfangen, lieber Papa! die wallenden, blauen und weißen Federn sind gar so schön!“

Karlchen bekam also einen Generalshut, Schärpe, Säbel, aber auch sonst alles, was zum Soldatenstand gehört; — sogar das Schilderhaus fehlte nicht, damit er alle militärischen Rangstufen durchlaufen konnte.

Der Mama wollte dieses Spiel gar nicht gefallen. Sie sagte oftmals: „Dies beständige Soldatenspiel macht den Kleinen nur

waghalsig, und aus Gewohnheit bildet er sich zuletzt ein, es sei sein Lebensberuf, ein Soldat zu werden. Wenn ich mir aber vorstelle, Karl ziehe ins Lager, wo bei dem Hin- und Herreiten leicht einer überritten werden, oder beim Schießen etwas Schlimmeres passieren kann — dann steigt mir jetzt schon die Angst zum Herzen. Und erst noch der Krieg!" —

Der Vater lächelte über die mütterliche Angst und suchte sie zu beruhigen. Vergebens; Karl schrie gar zu laut: „Feuer!" und sie seufzte: „Wie kommen wir nur zu solch einem kouragierten Buben! Ich bin nichts weniger als mutig und laufe vor einer grasenden Kuh davon, und mein Mann, nun, der könnte aus Gescheitheit wohl das Pulver erfunden haben, aber riechen mag er's nicht."

Wie doch eine pure Kleinigkeit solch

Mutterherz in Schrecken und Angst versetzen, aber auch wieder eine pure Kleinigkeit es beruhigen kann!

Eines Tages ging die Mama mit ihrem Soldaten zu den Großeltern. Sie wohnten in einem Eckhause, der Hauptwache gegenüber, was unserm Karlchen eine große Unterhaltung gewährte. Er hatte es mit dem Auslöffeln seines Kaffees sehr eilig, besonders weil eben Trommelwirbel ertönte. „Ich bin satt!" rief er und ließ die halbgeleerte Tasse stehen, um auf den Antritt vor dem Erkerfenster zu springen und von da auf den Sessel zu steigen.

Nun sah der Kleine zum offenen Fenster hinaus, dem abziehenden Bataillone nach, und sein Herz jubelte beim Trommelschlag und den gleichmäßig schallenden Tritten, was beinahe so schön wie Musik klang. Er sah den Soldaten nach, er bog sich weit

aus dem Fenster, noch weiter, denn sie marschierten um die Ecke. Plötzlich wendete er den Kopf in die Stube zurück und rief — keineswegs im Soldatentone, sondern mit flehender Kinderstimme: „Großmama, komm her zu mir, halt mich und gib acht, damit ich nicht zum Fenster hinausfalle.“ —

Der Vater war bei diesen Worten unter der Thüre erschienen, schmunzelte und wechselte mit der Mama einen Blick; die Mama lächelte auch, sehr beruhigt durch die Behutsamkeit ihres kleinen Helden.

Nun waren die Soldaten abgezogen und Karlchen bekam aufs neue Appetit zu seinem Kaffee, weshalb er sich wieder zu den andern gesellte. Der Vater war mit einem geschriebenen Namenstagsbriefe an den Onkel gekommen, um denselben im Familienkreise vorzulesen, was nun auch geschah. Der Brief

lautete zur allgemeinen Zufriedenheit und sollte noch abends auf die Post kommen. Der Großvater holte Siegellack und Petschaft, die Großmutter den Wachsstock und das Büchschen mit Zündhölzchen.

Um den Kleinen auch beim Absenden der Gratulation für das Fest des lieben Onkels zu beteiligen, nahm letztere ein Hölzchen, reichte es Karlchen und sagte: „Nun streich damit über die Schachtel und zünd den Wachsstock an."

Der kleine tapfere Soldat drehte jedoch in rascher Bewegung seine beiden Hände gegen den Rücken, schüttelte heftig verneinend mit dem Kopfe und rief entschieden: „Nein, nein! da könnte ich mein Fingerchen verbrennen!"

Jetzt brach der Papa in ein schallendes Gelächter aus und sagte neckend zur Mama: „Fürchtest du noch etwas von der über-

großen Kourage deines Sohnes? Soll er seinen Generalshut ablegen?"

Die Mutter entgegnete beinahe ein wenig ärgerlich: „Nein, das ist doch zu feige! Ich bitte dich, kauf ihm morgen ein hohes Schaukelpferd. Er fällt sicher nicht herab und wenn auch — so schadet es nichts!"

Auf der Löwenjagd.

Ich wollte, daß ich so gut malen könnte, wie Fred's[1] Papa; dann würde ich meiner Erzählung ein Bildchen von reizender Lieblichkeit vorausschicken: den kleinen, vierjährigen Burschen mit kurzem, schwarzgelocktem Haare, dunkler, blühender Gesichtsfarbe, großen Augen voll Feuer und wechselndem Ausdrucke, mit schlankem, biegsamen Körper in malerischer Knabentracht, grauer Bluse und grauer Pumphose, in hohe Gamaschen gesteckt, da es eben Winter ist;

---

[1] Friedrich.

dazu noch volle Ausrüstung von Gewehr, Säbel, sogar Dolch und Pistole, im Ledergürtel steckend, denn Fred hält sich stets bereit, auf Abenteuer auszuziehen.

Sobald der Papa von seinem Atelier, wo er wunderschöne Bilder malt, nach Hause kommt, muß er wieder den Bleistift zur Hand nehmen und für Fred zeichnen, dabei aber auch erzählen und zwar alles genau und ausführlich, besonders von Afrika, dem Heimatlande des Löwen, oder auch vom Kaukasus und Schamyls Gefangennehmung.

Das führt immer weiter und weiter über den ganzen Erdkreis. Der Kleine fragt und der Papa antwortet unermüdet. Nun kann Fred es kaum erwarten, bis er groß genug ist, um auf eine Löwenjagd auszuziehen, und läßt sich inzwischen genau unterweisen, wie man sich dabei zu verhalten habe. — Bald befindet er sich mit seiner regen Phan-

tasie in der Wüste, in den Sumpfebenen Afrika's; er lauscht auf das Geräusch des hohen Schilfes; — das Gebrüll eines Tieres von der Straße herauf verkündet ihm die Nähe des Löwen; der bleiche, durch einen Schirm gemäßigte Lampenschein wird ihm zum Mondlichte, und wenn kurzes Schweigen eintritt, ist es feierliche Wüstenstille. An solch einem Abende sagt unser Fred plötzlich: „Papa, komm! wir nehmen unsere Gewehre und ziehen miteinander auf die Löwenjagd."

Der Papa antwortet: „Gut! — Aber du mußt sehr vorsichtig, sehr behutsam sein und unsere Anwesenheit dem Löwen durch nichts verraten, sonst ist's um uns geschehen und wir sind verloren!" Mit erkünsteltem Ernste nimmt der Papa sein Gewehr von der Wand und besichtigt das Schloß.

Die beiden nehmen nun eine lauernde Stellung ein, halten die Waffe, an der Wand

hinschleichend, niedrig, zum Schusse bereit. Jetzt pocht dem Kleinen doch das Herz und die Angst bemächtigt sich seiner. Er flüstert kaum hörbar: „Papa, geh du voran!“ Dieser drückt sich Schritt vor Schritt an der Wand weiter.

Sie stehen einer Thüre gegenüber; das Licht aus dem nächsten Zimmer, wo die Mama arbeitet, fällt in zwei Punkten auf die graue Tapete. — Fred sieht es — „das sind die Augen des Löwen!“ Verschwunden ist für ihn die Stube, das Spiel — rings ist die endlose Wüste und dort lauert das blutdürstige Ungeheuer. — Seine Angst wächst mit jeder Minute, alle Kourage ist dahin, das Weinen steht ihm nahe, es tritt Wasser in die Augen, er verschluckt die Thränen, sie füllen seinen Mund, er kann sich nicht helfen und — spuckt aus. — In diesem Moment bewegen sich auch die zwei Punkte auf der Mauer, der Löwe ist auf-

geschreckt, er naht. Fred erinnert sich an des Vaters Worte: „Du mußt sehr behutsam sein und darfst unsere Anwesenheit dem Löwen durch nichts verraten, sonst ist's um uns geschehen und wir sind verloren." — „Es ist um uns geschehen!" tönt es in namenlosem Schrecken in seinem laut pochenden Herzen wider; er wirft die Flinte weg, stürzt auf den Papa zu, umklammert dessen Beine und sagt unter Schluchzen: „Wir sind verloren! ich habe in das Schilf gespuckt."

Da öffnet sich plötzlich die Thüre, die Mutter erscheint mit dem Lichte und fragt erschrocken: „Was ist geschehen?" — Augenblicklich verschwindet die Wüste, der Löwe, das Schilf, die Angst; Fred ruft lachend unter Thränen: „Da sind wir wieder daheim von der Löwenjagd!"

Das Sonnenkind.

Unser Gretchen ist ein echtes Sonnenkind. Es kam an einem lichten, warmen Augusttage zur Welt, und als es die Augen aufschlug, wurden sie von einem lustig blinkenden Sonnenstrahle begrüßt.

So schlief es, in seinen ersten Lebensmonden von der Sonne umspielt, und als der Winter kam mit seinem Schneegestöber, die Sonne aber auf den weißen Dächern und Straßen glitzerte, saß Gretchen bereits auf dem Arme der Mama und griff mit allen

zehn Fingerchen nach den tanzenden Schneesternchen. — Beim ersten Frühlingshauche brachte die Mutter ihre Kleine in den Hausgarten, wo sie Blumen pflückte, sich am Strauche der Rosen aufrichtete, den Sonnenstreifen nachkroch, um sie zu fangen, und auf diese Weise gehen lernte, bevor noch ihr Geburtstag das erste Lichtlein auf dem Kuchen brennen sah.

Jetzt ging sie an der Mutter Hand durchs kleine Dorf, und wenn die Sonnenstrahlen sie lustig umtanzten, setzte sie sich auf den Boden, um mit ihnen zu scherzen. Ja, sie waren ihre liebsten Spielgenossen! Gretchen war im Sonnenschein völlig zu Hause.

Nun ist das herzige Sonnenkind bereits zwei Jahre alt und lauft lustig ins dritte hinein. Der lange, kalte, sonnenlose Winter wollte ihr gar nicht gefallen; die Mutter

hatte ihre wahre Not mit der Kleinen. — Zum Glücke kam die heilige Weihnacht mit dem Christbaume und seinen vielen, vielen Lichtern. Da jubelte Gretchen voll Entzücken!

Dann sah sie das Feuer auf dem Herde und im Ofen; sie sah die Fünkchen auf dem Ruß der Pfanne laufen und sagte, es seien die Kinderchen der Sonne, und bat die Mutter, ihr etwas davon zu erzählen. Gretchen schob ihren Schemel zu deren Füßen, strich das Kleidchen über den Knieen glatt und lauschte mit erhobenem Blick. Da erzählte ihr die Mama vieles vom Himmel, an welchem die Sterne funkeln, aus dem die Sonne und der Christbaum stammt, und erzählte auch, dort wohne der liebe Heiland mit allen Engeln.

Tief aufatmend sagte Gretchen: „Wie schön! wie schön!“ und war dann lange Zeit

immer sehr artig. Wenn sie aber unartig sein wollte, erhob die Mutter den Finger und drohte: „Gretchen, sei brav! sonst kommst du nicht in den Himmel zum lieben Heiland, den Engelein, den Sternen und der Sonne!"

Die Mutter mußte immer wieder von neuem dasselbe erzählen, zur Abwechslung flocht sie kleine Verse dazwischen. Gretchen merkte dieselben, sprach in kindlicher Weise das erste und letzte Wort, nach und nach jedoch das eine und andere dazwischen, und wenn die Mutter zur Probe eines ausließ, verbesserte die Kleine den Fehler sogleich.

Der Winter ging vorüber. Am 22. März schien die Sonne so hell, als feierte sie ihren Triumph über den alten Schneemann. Klein-Gretchen war nicht mehr zu halten; sie verlangte schon in aller Frühe aus dem Bettchen. Da hob die Mama sie empor und trug sie

zum Fenster. „Aufmachen!“ rief Gretchen stürmisch. So geschah's; Mutter und Kind sahen in den warmen, strahlenden Morgen hinaus.

Gretchens Gesicht wetteiferte mit dem Sonnenglanze; die Mutter dachte gerührt und dankbar: „Ich weiß nicht, was heller blinkt — die Freude im Auge meines Kindes oder der Strahl von oben.“

Nach einer Weile atmete klein Gretchen tief auf und rief mit dem Glockenstimmchen: „O, das ist aber eine schöne, schöne Sonne!“ — Dann faltete sie die Händchen und fuhr ganz andächtig fort: „Da muß man beten:

Lieber Heiland, mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm'!

Hierauf blickte sie in den blauen Aether hinein und frug: „Gelt, Mama, da ist Der — der die Welt voll Freude macht!?“

Der Mutter kamen, indem sie nickte, Freudenthränen in die Augen. Sie schloß ihr Kindchen fest ans Herz und bat Gott, es zu ihrem Sonnenscheine des Glückes heranzuziehen und ihm selbst den inneren Sonnenschein zu schenken — sein lebenlang.

Wer hat's gethan?

Alle vier Knaben — Karl, Ferdinand, Stephan und Lullu — also vom zehn- bis zum dreijährigen, waren Bewunderer von Papa's Tabakspfeifen, welche in mannigfacher Größe und Gestalt, nebst Beuteln mit Quasten verziert, an der Wand hingen. Oftmals standen sie davor und lauschten auf Studentengeschichten, welche der heitere Papa zum besten gab, denn die meisten der Köpfe stammten aus jener Zeit. Sogar Lullu horchte und zwar so eifrig, daß er deklamieren konnte:

Gott grüß Euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?
Zeigt her! ein Blumentopf
Von rotem Thon mit goldnen Reifchen! —
Was wollt Ihr für den Kopf?

Ja, solch ein roter „Türkenkopf" befand sich auch in der Sammlung und war Lullu's auserlesener Liebling. Unzählige Male stand er vor ihm und betrachtete diesen Schönsten der Schönen mit begehrenden Augen. Nur ein einziges Mal wenn er Papa's gesticktes Hauskäppchen aufsetzen und aus der roten Pfeife rauchen dürfte, kalt, ohne Tabak, nur mit „paff! paff! paff!" — o, das wäre eine Seligkeit!

Eines schönen Frühlingsmorgens war alles ausgegangen, alle — außer der Köchin und Lullu. Die Küche lag weit entfernt von der Kinderstube, diese aber ganz nahe an Papa's Kabinet; es führte sogar durch dasselbe ins Speisezimmer.

Wenige Minuten vor Essenszeit kehrten sämtliche Familienglieder nach Hause zurück, jedes in seine Stube, um sich zum Mittagsmahl bereit zu machen. Plötzlich tönte Papa's Stimme heftig, laut, zornig: „*Wer hat das gethan?!*"

Karl, Ferdinand, Stephan eilten auf den Ruf herbei und blieben bestürzt stehen. Auf dem Boden lag in Trümmern der „rote Türkenkopf".

„Wer hat das gethan?" wiederholte nunmehr in fast wehmütigem Tone der Papa. — „Wer hat das gethan?" — klagten fast weinend mit höchst schuldlosen Mienen die Knaben. — „Wer hat das gethan?" rief die herzutretende Mutter, und sogar die Köchin, welche eben die Suppenschüssel niedergesetzt hatte und sich zur Gruppe gesellte, rief: „Der schöne Türkenkopf! o, wer hat das gethan?" —

Jedes bückte sich nach einem Stückchen und reichte es Papa, welcher sie aneinanderfügte und dann sich selbst zum Troste sprach: „Vielleicht kann man sie kitten! es bleibt doch ein Andenken, — alter, lieber Türkenkopf!" — Dann aber rief er: „Der obere Rand fehlt!" — und das Rohr — wo ist nur das Rohr? Sucht einmal danach!"

Karl hatte einen guten Einfall. Er sprang in die Küche und brachte den Stubenbesen. Heftig fuhr er mit demselben unter die Bettlade — ein Schrei ertönte aus dem Verborgenen — ein Kinderschrei. Alle bückten sich, der Papa streckte den langen Arm aus, er zog, er zog weiter — und jetzt kam Lullu zum Vorschein, Papa's gesticktes Käppchen auf den Locken, das Pfeifenrohr mit dem roten Thonrande in der zitternden Hand. Richtig, dort neben dem Pfeifengehänge stand auch höchst unordentlich ein Stuhl!

Ein schallendes Gelächter begrüßte den Gefangenen und Ertappten. Sogar der gute Papa hatte seinen Verdruß vergessen und deklamierte:

Gott grüß Euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?
Zeigt her den Türkenkopf!

Lullu aber weinte bitterlich. Sein armes, kleines, sündhaftes Herz hatte ihm eine zweistündige Gefangenschaft unter der Bettlade auferlegt, und er schluchzte: „Verzeih, Papa, ich will nie mehr rauchen!“

Die Mama aber fügte bei: „Nun, wenn man nur weiß, wo man den Schelm zu suchen hat!“

Ei, wie mutig!

In der Kinderstube geht's laut genug her, obgleich nur die zwei Kleinsten sich daselbst befinden — Joseph und Bärbelchen. Der Knabe darf noch ein volles Jahr lang spielen und benützt auch jetzt dieses Vorrecht, indem er das Schwesterchen vor den Wagen spannt. Die Pelzmütze auf dem Kopfe, ist er zur großen, weiten Reise ausgerüstet. In der einen Hand hält er das Leitseil, in der andern die Peitsche, welche so kräftig durch die Luft saust, als ob er der hoffnungsreiche Sprößling eines Fuhrmanns wäre. Klein Bärbel fürchtet

sich nicht im geringsten davor; es hat sie ja noch kein Hieb getroffen! Sie schlägt aus und wiehert gleich einem Pferde, welches Hafer, nicht aber Milchsuppe im Leibe hat.

Unter dem lauten Spektakel vernehmen die beiden Reisenden nicht einmal das sonst so gefürchtete Ofenkratzen, welches bald dumpf und ferne, bald laut und nahe ertönt. Da öffnet sich die Thüre und es erscheint „der schwarze Mann" mit dem Haken über der Schulter und der Rute unter dem Arme.

Die Reise ist plötzlich unterbrochen — Bärbel stutzt wie ein leibhaftiges Pferd, geht mit dem hochbeladenen Wagen durch, dieser fällt um und wirft seinen ganzen Inhalt auf den Boden; der Ausreißer kehrt sich nicht daran, sondern rast in die fernste Stubenecke. Auch der Fuhrmann läßt das Leitseil los, ergreift ebenfalls die Flucht, rennt gegen einen Stuhl, der mit ihm

einen unfreiwilligen Purzelbaum schlägt, rafft sich empor und gesellt sich zum zitternden Pferdchen. Es herrscht Totenstille in der Kinderstube.

Der schwarze Mann schreitet langsam durchs Zimmer bis zum Ofen. Dann bleibt er stehen und wirft einen Blick in jene Ecke. Hu! welch ein Blick ist dies! — Das Weiße im Auge, ganz von Ruß umgeben, glänzt schauerlich; die weißen, fletschenden Zähne gleichen jenen des Menschenfressers im Bilderbuche, als er eben auf die Kinder zuschreitet, um sie mit Haut und Haar aufzuspeisen.

Da regt sich in Josephs kleinem Herzen der Verzweiflung Mut. Entschlossen rafft er sich auf, Thränen rollen über die blühenden Wangen; dennoch schreitet er auf das schwarze Ungeheuer los, hält dicht vor ihm und sagt mit kläglich-freundlicher Stimme: „Guter Herr von Ofenputzer! bitte,

thun Sie dem lieben, kleinen Kinde dort in der Ecke nichts zuleid!"

Da neigt sich der schwarze Mann zum Knaben, streckt die schwarzen Arme gegen ihn aus, und noch weißer blinken die Augen, noch spitzer erscheinen die Zähne. — Vorbei ist's mit jeglichem Mute, — Joseph erhebt ein Jammergeschrei, als ob er schon am Messer zapple, ergreift die Flucht gegen die bereits offenstehende Zimmerthüre und stürzt in die Arme des Vaters. Dieser hebt den Schreihals hoch empor und schreitet mit ihm schnurgerade auf den schwarzen Mann zu. Kaum erblickt Bärbel im Verstecke den Papa, als sie furchtlos hervorkommt, dann aber sich doch krampfhaft an dessen Rockzipfel anklammert.

Inzwischen hat sich auch Josephs Mut wieder eingefunden, und wie der schwarze Mann ihm die rußige Hand entgegenhält,

schlägt er tapfer mit der seinigen darauf, blickt keck in die weißen Augen und fletscht ebenfalls seine Zähne. Ein helles, vierstimmiges Gelächter schallt durch die Kinderstube, dann aber sagt der Vater: „Nein, nein, der gute Herr Ofenputzer thut dem lieben, kleinen Bärbel und auch ihrem tapfern Brüderlein gar nichts zuleid — er ist auch nicht immer so schwarz; am Sonntag soll er euch rein gewaschen besuchen. Nun schließt Freundschaft auf ewige Zeiten mit dem „schwarzen Mann“.

So geschah's, und zum Zeichen derselben trugen die vier Kinderwangen dicke Rußflecken. Hierauf eilten sie frohlockend zur Mutter, welche die dicken Backen so lange abrieb, bis das glühende Rot wieder glänzend hervortrat.

Wie unsere Kleine die Bibel auslegt.

Thildchen kann noch nicht lesen, deshalb ruft sie allabendlich in der gemütlichen Plauderstunde: „Bitte, Mama, erzähle eine Geschichte!“ — Die Mama dachte anfangs nach, was sie erzählen solle, und hierauf begann sie mit der „biblischen Geschichte“, natürlich mit Erschaffung der Welt, dem Paradiese und dem ersten Menschenpaare.

Die Kleine lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, damit ihr kein Wort entgehe.

Zuletzt atmete sie tief auf und war in Gedanken versunken. Die Mama wollte nun auch wissen, was sich ihr Kindchen gemerkt habe und dann eine Lehre über den Gehorsam daran knüpfen. Deshalb sagte sie: „Nun, Thildchen, kannst du mir die Geschichte nacherzählen?“ — Diese rief freudig: „O ja, Mama, horch nur!“

Thildchen erzählt alles haarklein, kein anderes Wort, als sie vernommen. Nun ist sie bei der Stelle angelangt: „Ihr dürft von allen Bäumen im Garten essen, nur nicht von jenem, der in der Mitte steht! Wenn ihr davon esset, müßt ihr sterben;“ jetzt erhob Thildchen, wie zum Verbot, das Fingerchen und fügte bei: „Denn die Aepfel sind noch nicht reif.“

Nach dieser Erzählung blickte Thildchen mit heiliger Scheu in ihr Paradies, den Hausgarten, wo gleichzeitig die Aepfel reiften,

der Wind manchen ins Gras schüttelte, und die Begierde gleich der Schlange flüsterte: „Die Mama sieht es nicht!“ Aber Thildchen blieb standhaft und antwortete: „Und wenn sie's auch nicht sieht, und wenn auch die Aepfel reif wären, — die Mama hat's verboten.“

Da nun diese Erzählungen sich als so nützlich erwiesen, fuhr die Mama damit fort. Zur Osterzeit war sie schon weit vorgeschritten im Buch aller Bücher und verflocht auch das Neue Testament hinein, indem sie die schönen Feste des Kirchenjahrs erklärte. Thildchen kannte die Geschichte Jesu von der Krippe bis zum Kreuze und jetzt, nach dem Ostermorgen, auch jene der Auferstehung.

Eines schönen Nachmittags trieb es die Kleine verlangend zum versprochnen Spaziergange, aber der Papa ließ auf sich warten.

Um die Ungeduld ihres Kindes zu beschwich-
tigen, begann die Mama, „den Gang nach Emaus“ zu erzählen.

Thildchen war ganz Aug und Ohr. Sie hatte ja beim Tode des lieben, göttlichen Heilandes so bitterlich geweint; sie hatte Ihn so traurig zum Grabe begleitet; sie hatte gejubelt über die Engel und das leere Grab.

Als nun die Mama erzählte, wie traurig die beiden Jünger dahingewandelt seien und von dem Gekreuzigten gesprochen hätten; wie dann ein Fremder sich zu ihnen gesellt habe, leuchteten Thildchens Augen, und sie rief, froh aufatmend: „O, ich merk' schon — das war der liebe Heiland! Erzähle weiter, Mama!“ — Diese erzählte, wie alle drei nach Emaus kamen, wie sie sich zu Tische setzten, und wie der Fremde, immer noch von ihnen unerkannt, sie belehrte. Jetzt war sie bei der Stelle angelangt: „Und

Er nahm das Brot, dankte, segnete dasselbe und brach es" usw.

Da rief Thildchen: „Aber der liebe göttliche Heiland muß wohl eine Semmel gehabt haben; denn einen Laib Brot hätte er nicht brechen können, den schneidet man."

Was soll das Christkind bringen?

I.

Die Weihnachtszeit wob aufs neue ihren seligen Zauber um die Kinderherzen und Kinderhoffnungen. Der junge Blick sah zum Himmel empor; jeder Sonnenstrahl erschien als Engelsflügel, jedes glitzernde Schneesternchen als Engelsauge, die Wolke aber als Himmelswagen, in welchem all die kostbaren Dinge zur Erde gebracht und heimlich der Mutter übergeben werden. — Wenn es einmal so recht stürmte und der

Wind um die Ecke des Hauses fuhr, wohl auch die Fensterläden mit Gewalt zuschlug, dann zitterten die kleinen Herzen, gedachten ihrer begangenen Unarten und erweckten „Reue und Leid“, und die rosigen Lippen beteten: „O Du liebes Jesulein, verzeih mir dies eine Mal noch! ich will brav werden! Wenn ich auch die schönen, guten Sachen jetzt nicht verdiene, so schenk sie mir doch!“ —

Mariechen war erst vier Jahre alt, als wieder die selige Weihnachtszeit kam und ihre Wünsche seit dem letzten Christfeste sich bedeutend vermehrt hatten; ja, tagtäglich gesellten sich noch neue dazu, besonders nach ihrem Spaziergange zwischen den Buden des Marktes. Da sie noch keine Brieflein schreiben konnte, vertraute sie ihre Wünsche der Mama; denn sie wußte ja, diese redete im geheimen täglich mit einem Engelein.

Endlich hatte sich ihre Kinderphantasie erschöpft; sie schlang die beiden Aermchen um der Mutter Nacken, küßte sie und sagte: „Vergiß aber nichts von allem, du gute, liebe, herzige Mama!" — Diese drückte ihr Kind an die Brust, eine dicke Thräne rann ihr von jedem Auge und sie seufzte dabei.

Mariechen sah es und fuhr erschreckt zusammen. Sie umschloß das Gesicht der Mama mit beiden Händen und frug: „Bist du traurig, Mama?" — Als diese wortlos, aber bejahend nickte, frug die Kleine: „Warum bist du traurig? — Thut dir etwas weh?" — und sie sah mit ängstlicher Spannung in das Gesicht zwischen ihren beiden Händen.

Die Mutter seufzte wiederholt und sprach dann:

„Du kennst wohl das Lieschen, welches

in dem Rückgebäude wohnt; ihr seid ja Altersgenossen und habt schon oft miteinander gespielt. Du kennst auch deren Mutter, die bleich aussehende arme Frau. Gestern nachts ist sie gestorben; nun liegt sie im engen Sarge und heute schon trägt man sie hinaus zum Friedhofe."

Die Mutter hielt inne und Mariechen frug aus gepreßtem Herzen, die Hände nunmehr gefaltet: „Und hat nun Lieschen keine Mutter mehr?" — „Keine! war die Antwort — hier auf Erden nicht; und auch keinen Vater, beide sind im Himmel!" fügte sie bei.

Jetzt durchbrach das warme Mitleid die Schranke zwischen Herz und Augen des Kindes. Laut schluchzend umschlang sie ihre Mutter und sagte: „O, Mama, bitte, sag dem Christkind, ich wolle nichts von all den Sachen! — nichts! — gar nichts! — Da-

für soll Es mir eine neue Mama für das arme Lieschen schenken!“ —

Ein glänzender Blick aus dem Mutterauge erhob sich zum Himmel, die Lippen hauchten einen stillen Segen über ihr eigenes Kind; dann trocknete sie dessen Thränen, lächelte und flüsterte: „Ja, Mariechen, ich will es dem Jesuskind sagen. Nun aber sei wieder fröhlich und freue dich auf heute abend.“ —

Als die Lichter des Christbaumes brannten, trat Lieschen ins Zimmer. Mariechen aber jubelte ihr entgegen, umarmte und küßte sie zärtlich und lief von ihr weg zur Mutter und rief: „Schnell, schnell! wo ist Lieschens „neue Mama“? —

„Hier!“ sagte eine liebevolle, weiche Stimme und schloß Lieschen und Mariechen in die Mutterarme.

II.

Hänslein hatte in seinem jungen Leben schon zwei Christbäume brennen sehen, aber er wußte nichts mehr davon. Als nun wieder das Weihnachtsfest nahte, erzählten ihm Papa und Mama, Großmutter, Onkel und Tanten vom Christkinde, daß Es alles habe, was ein Kinderherz begehre und den guten Kindern auch alles bringe; sie dürften nur sagen, was Es bringen solle. — Dann küßten sie den Kleinen, nannten ihn den guten, lieben Hans und schlossen mit der Frage: „Nun, was soll dir das Christkind bringen?"

Der kleine Hans sah alle ganz verwundert an und antwortete: „Ich brauche nichts! ich habe ja alles — zwei Pferde, einen Stall, einen Bedienten, einen Säbel, eine Patrontasche, ein Gewehr, ein Kaskett —

alles, was mein Papa hat. — Ich brauche nichts!“

Dann wendete sich Hänslein ab, stieg auf sein Wiegenpferd, schaukelte sich, zog den Säbel und ließ ihn im winterlichen Sonnenstrahle blinken. Nachdem er vom scharfen Ritt ermüdet war, stieg er ab, um bald wieder aufs andere — sein Steckenpferd — zu steigen. Fort ging es mit lautem Gewieher durch die Stube.

Den Eltern, Onkeln und Tanten war diese Genügsamkeit gar nicht recht. Sie hätten gerne das Herz ihres kleinen Lieblings voller Wünsche gesehen, um sie alle befriedigen zu dürfen. Deshalb frugen sie stets von neuem: „Hänslein, was soll dir das Christkind bringen?“ — Aber der Kleine blieb dabei, er brauche nichts; er habe alles, was er brauche, und zählte im Gefühle des Reichtums seine „sieben Sachen“ auf.

Nun stellten die Unermüdlichen eine andere Frage: „Soll Es einen Christbaum bringen?“ — Hans schüttelte heftig verneinend mit dem Kopfe und entgegnete: „Keinen Baum ins Zimmer! Die Bäume gehören in den Wald!“

Die Weihnachtswoche war angekommen; der Christmarkt hatte seine Buden eröffnet. — Man führte Hänschen dorthin und zeigte ihm all die Herrlichkeiten. Aber sie machten auf sein zufriedenes Herz keinen Eindruck; seine Pferde, sein Stall, seine militärische Ausrüstung war ihm lieber, als die fremden Sachen und anderes reizte sein Verlangen gar nicht.

Endlich aber blieb er doch stehen, streckte den Finger aus und frug: „Was ist das?“ — „Eine Krippe,“ — antwortete die Mama, und erzählte dem lauschenden Knaben von Ochs und Eselein, von Maria und

Joseph, vom Christkinde, das so klein und arm auf dem Heu liege und dennoch alles habe und den guten Kindern alles schenke, was sie nur wünschten, weil Ihm Erde und Himmel gehören.

Jetzt leuchteten Hänschens Augen und er rief: „Nun, dann will ich eine Krippe haben!“ — Er atmete tief auf und fügte mit klugem, hellem Blicke hinzu: „Weißt du, Mama, wenn ich dann einmal etwas brauche, sag ich's dem Jesuskindlein in der Krippe.“ —

Verraten.

Julchen besitzt in ihrem fünften Lebensjahre schon echt hausmütterliche Anlagen: — sie ist sehr klug, sehr beobachtend, es entgeht ihr nicht leicht etwas; deshalb versieht sie auch bereits das Amt einer Gouvernante bei Klein-Mariechen.

Eines Tages tritt Julchen zu ihrem Vater und plaudert: „Papa, ich sag dir's, nimm dich vor *Mariechen* in acht — unsere Thüre in dein Zimmer hat eine Spalte; dort lauert sie, horcht und beobachtet dich."

Nun war die schöne, heilige Weihnachtszeit herangekommen. In Papa's Zimmer, dicht neben der Kinderstube, walteten die Heimlichkeiten. Es flüsterte, rauschte, knatterte und raspelte dort; bisweilen tönte es wie Menschenstimmen, ähnlich jenen von Papa und Mama, bisweilen mahnte es an Engelsflügel mit ihrem Flittergolde; dann wieder war es, als ob eine Schachtel geöffnet würde.

Solch eine Schachtel war eben wieder angekommen; der Postbote hatte sie vom Weihnachtsengel empfangen und dem Papa übergeben. Julchen meldete es triumphierend ihrer kleinen Schwester im Kinderzimmer. Nun löste der Papa den Bindfaden, schob den Deckel empor, bis er sich lüftete, und zog aus feinem Seidenpapier ein himmelblaues Kinderhütchen.

Nun entstand ein Geflüster; die Eltern bewunderten und besahen es von allen Seiten

und dann las die Mama ein Zettelchen, welches am Bande hing und sagte:

„Für Julchen; — aber es ist zu klein für sie, es paßt besser für Mariechen. Julie hat schon ein rosenrotes Hütchen, das ist noch ganz gut für ein Jahr. Ich dächte, wir geben dieses unserm Mariechen; es wird zu ihren Goldhaaren reizend stehen."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich im Kinderzimmer ein lautes, bitterliches Weinen erhob.

„Was ist geschehen?" — rief voller Schrecken der Vater und öffnete rasch die Thüre. Dicht vor derselben standen seine beiden Mädchen, in der Hand ein Butterbrot haltend. Marie lächelte holdselig, wie ein sonniger Maientag, Julchen dagegen war in Thränen gebadet und ihr Weinen ging in Schreien über, die kleine Brust arbeitete, als ob sie brechen wolle.

„Was ist geschehen?“ — wiederholte der Papa, jedoch bereits völlig beruhigt und ahnungsvoll. Julchen, aller Klugheit vergessend, schluchzte: „Mein — blaues — Hütchen! — es gehört — mir —; nicht aber — Mariechen!“

Der Papa schob die beiden etwas zur Seite und neigte sich zur Thüre. — Rechts und links, da, wo der Spalt sich befand, hingen verräterische Spuren des Butterbrotes; wie mochten sie nur dorthin gekommen sein?

Nach dieser Untersuchung wendete sich der Papa zu Julchen und sagte schmunzelnd:

„Ja, ja, man muß sich vor Mariechen in acht nehmen! Sie horcht und sieht durch die Spalten; gelt Julchen?“

Diese verstand den Papa und senkte tief errötend das Köpflein.

Große Reue.

Unser Karlchen ist nun bald sieben Jahre alt und ein Schulbub. — Wie schnell doch die Zeit vorüberfliegt und solch ein Kindchen in die Hose hineinwächst! Es gab immer viel von unserm Karlchen zu erzählen; er war absonderlich geweckt, schnell fassend, aufmerksam, dabei feingliedrig, gelenk und rasch, wie ein Reh. Sein Vorrat an Sprüchen und Reimen war unerschöpflich; im fünften Lebensjahre konnte er die längsten oberbayrischen Gedichte deklamieren, im sechsten beschäftigte er sich mit seinem Namens-

patron, Karl dem Großen, und jetzt stecken ihm alle berühmten Kaiser, Könige, Fürsten und Feldherrn im Kopfe. — Daß ein solch kluges Bürschlein in der Schule vorwärtskommt, läßt sich denken. Länger als ein Jahr nahm er dort den ersten Platz ein. Vater und Mutter hatten ihre Herzenswonne an ihm, und als er zum erstenmale seinen Preis holte, glänzten die Augen der Eltern von Rührung.

Aber es wurde anders! — Mit Talent und Fleiß ist's noch nicht abgethan, es gehört dazu noch ein gutes Verhalten! Daran fehlte es bei unserm Karlchen. Immer wieder hatte er seinem Nachbarn zur Seite, oder dem Nachbarn des Nachbarn und sogar dem zurücksitzenden Nachbarn etwas zu sagen. Natürlich entging ihm dabei, was der Lehrer sagte; kurz und schlecht — Karlchen kam von seinem Ehrenplatze auf den dritten, und

wenn dies immerhin noch ein sehr guter Platz ist für jeden andern — für den ehemals Ersten war es ein Sitz der Schande und Strafe.

Karl senkte das Haupt und lernte nun den Ernst des Lebens kennen. Traurig schlich er nach Hause. Er war heute froh, daß der Papa sich auf seinem Büreau befand, die Mama aber Kommissionen besorgte — sonst hatte ihn dies bei seiner Heimkehr verdrossen. Er ging sogar nicht zu seinem Brüderchen, um das Vesperbrot zu essen und dann zu spielen, denn er schämte sich vor dem Kleinen, welchem er stets als Muster vorgehalten wurde. Traurig schlich er in die Küche, setzte sich auf den Schemel, legte sein Schulränzchen auch nicht ab, sondern neigte den Kopf auf die Kniee und weinte bitterlich. — Er schluchzte so heftig, daß es die kleine Brust stieß, und zwar keineswegs, um Mitleid zu

erregen, denn niemand sah und hörte ihn: er weinte aus tiefster Reue, aus Herzensbedürfnis.

Endlich kam die Köchin und frug den sonst so lustigen Knaben, was ihm doch fehle? — Jetzt machte sich die Seele Luft; er rief schluchzend: „O, es ist schrecklich! — es ist schrecklich, daß ich dem Papa und der Mama solchen Kummer mache! — Sie haben sich so über mich gefreut und nun ist alles vorbei! O, was soll ich nur thun? was soll ich anfangen? es ist schrecklich!"

Während dieses reumütigen Ergusses waren die Eltern unter die Küchenthüre getreten; denn die Mama hatte den Papa zum Spaziergange abgeholt. Beide erschraken und sahen traurig auf den kleinen Sünder. Aber Karlchens aufrichtige Reue war doch etwas Gutes; also wischte ihm die Mama, bevor sie noch den ganzen Sachverhalt erfuhr, die Thränen

verzeihend vom Gesichte, der Papa ließ sich alles haarklein erzählen, wobei Karl nichts verschwieg, und dann nahm er ihm das feierliche Versprechen ab, künftig aufmerksamer zu sein und bei aller guten Nachbarschaft doch das Plaudern auf den Heimweg zu versparen.

Mit dem Spaziergange bei dem herrlichen Frühlingswetter wurde es nun freilich nichts; man wird doch einen Knaben, der vom ersten auf den dritten Platz kam, nicht spazieren führen! — Auch mit dem ersten Preise war es für dieses Jahr vorbei! Jede Schuld, jedes Versäumnis rächt sich im Leben. Aber zum zweiten Platze schwang er sich vor und gab dadurch seinen Eltern die freudige Hoffnung, daß ihr Karlchen immer bestrebt sein werde, seine begangenen Fehler nach Möglichkeit gutzumachen.

Nach der ersten Schulprüfung.

Die Schulprüfung in der Vorstadt Au war glorreich zu Ende und die Mädchen zerstreuten sich nach allen Richtungen. Durch die Straßen und Gäßchen leuchteten weiße Kleider; der Rauch stieg verheißend aus allen Kaminen zum Aether empor und die Mittagsglocken riefen auch schon zum Festmahle.

Ich suchte meinen nächsten Weg durch die mir unbekannten Seitengassen. Vor mir leuchtete „ein weißblauer Wegweiser“ in Ge-

stalt eines dahin wandelnden Mädchens. Eine Weile folgte ich ihr von ferne und betrachtete den eigentümlichen Festanzug. Ein grober, dunkelblauer Flanellrock sah durchs dünne, gestickte Gazekleidchen, an dem zwei himmelblaue Atlasschleifen lang herabhingen. Auf dem glattgekämmten Haare lag ein Myrtenkranz. Aber die Schuhe und Strümpfe! die waren nichts weniger, als festtäglich.

„Ein armes Kind!“ seufzte ich.

Nun wandte ich mich zu der Kleinen und frug nach dem Weg „zum Thal“.

„Ich geh mit Ihnen,“ antwortete sie.

Wir schritten nebeneinander, und ich eröffnete das Gespräch mit einem Lob ihres schönen Anzuges. Das Gesicht des Mädchens strahlte vor Bewunderung, als sie mit gedämpfter Stimme, im Gefühle der Ehrfurcht sagte: „Wissen Sie, es ist von meiner Patin, der Tandlerin.“

Wir unterhielten uns nun über die schöne Prüfung, daß nur wenige Mädchen ihre Antwort schuldig geblieben waren. Aus den Mienen meiner Begleiterin konnte ich merken, auch sie habe gut geantwortet.

Jetzt waren wir bei der Isarbrücke angelangt und ich verabschiedete mich von meiner Wegweiserin; aber sie blieb mir dennoch zur Seite und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Wohnst du denn nicht in der Au?"

„Ja wohl, gerade hinter dem Kloster."

„Da bist du aber weit weg von Hause und es ist Essenszeit. Kehr' doch um!"

„Bei uns kocht man nicht zu Mittag. Wissen Sie, unsere Mutter ist krank; der Vater kommt erst am Abend vom Taglohn heim; dann kocht er eine Suppe."

„Aha! Du gehst also heute zur Patin Tandlerin? Bekommst wohl etwas Gutes?"

Die Kleine schüttelte verneinend den Kopf und erwiderte mit heiligem Ernste, aber mit seligem Gesichtsausdrucke:

„Wissen Sie, ich geh in die Heilig-Geist-Kirche. — Ich hab vor der Prüfung den heiligen Geist angefleht, Er mög mir doch helfen! und Er hat mir bei jeder Frag und Antwort geholfen. Jetzt muß ich Ihm doch auch hierfür danken!"

Nun standen wir vor der Kirche. „Ade, Ade!" und fort war die Kleine.

Ich sah hinein ins Halbdunkel. Ganz vorn am Altare kniete einsam die weiße, kleine Kindergestalt.

Dann eilte ich fort und kaufte einen Mittagsschmaus, den ich ins Tüchlein band. Vor der Kirchenthüre wartete ich auf die Beterin.

Als sie mein Prüfungsgeschenk in Empfang nahm, jubelte sie in Verwunderung

und Glück. Sie küßte mir die Hand und dann sagte sie, indem ein wundervoller Glanz über ihr Antlitz zog:

„Jetzt muß ich gleich wieder in die Kirche gehen und dem heiligen Geist danken, daß Er Ihnen dieses eingegeben hat.“

Unser Tony bringt alles zu Ende.

Tony war der allgemeine Familienliebling, deshalb auch „unser" Tony genannt. Seine Augen besaßen einen innigen, treuherzigen Ausdruck; sein netter Mund konnte wahrhaft kinderselig lächeln und er lächelte oft und gerne. Es war ein freundlicher, hübscher, grundgemütlicher, vor allem jedoch ein gehorsamer Knabe.

Unser Tony verbrachte seine erste Vakanz bei der Tante, oder genauer gesagt, bei mir. Des Morgens mußte er sich selbst unterhalten, denn mein Beruf führte mich

auswärts. Um das Kind vor Langerweile zu schützen, kaufte ich einen Farbenkasten nebst Bilderbögen zum Kolorieren und erteilte ihm dabei meinen Rat.

Eines Morgens richtete ich auf dem Tische alles für ihn zurecht. Als er selbst davor saß, sagte ich mit freundlich ermahnendem Ernste: „Tony, mein Herzenskind, wirst du auch gewiß hübsch malen und sitzen bleiben, bis ich wieder zurückkomme? Willst du mir deine kleine Hand darauf geben und mir's versprechen?"

„Ja, Tante! gewiß!" rief er und streckte mir die Hand entgegen. Dabei lag in seinem Gesichte solch heiliger Ernst, daß ich völlig beruhigt von dannen ging.

Ich hatte nämlich einen sehr triftigen Grund für dieses Verfahren. Das Dienstmädchen war bei der Wäsche beschäftigt und konnte den Kleinen nicht beaufsichtigen. Nun

aber lief an meiner Wohnung ein Korridor hin, in dessen Mitte sich ein „Aufzug“ befand; ich befürchtete, der Knabe könnte hinabsehen und hinabstürzen.

Nach drei Stunden kehrte ich zu meinem einsamen Gaste zurück. Als ich in die Stube trat, lächelte er mir von seinem Sitze aus entgegen, aber doch fast wehmütig und sehr verlangend. Ich beugte mich über seine Arbeit und sagte: „Wie fleißig du gemalt hast!“

„O, ich bin schon seit einer Stunde fertig!“ war die rasche Entgegnung.

„Fertig?“ frug ich, und deutete auf mehrere weiß gelassene Stellen.

Tony erwiderte: „Ich konnte nicht alles malen, es fehlte mir die gelbe Farbe.“

„Diese kann doch nicht weit sein! Wir malten ja gestern damit das Aehrenfeld und die Muschel war noch beinahe voll. Gewiß liegt sie in deiner Tischlade.“

Auf diese meine Rede sah mich der Kleine verwundert an und sagte: „Aber Tante, du hast mir befohlen, sitzen zu bleiben, und ich hab dir's auf die Hand versprochen. Wie konnte ich also die Farbe suchen?“ —

Statt der Antwort neigte ich mich zu meinem Herzensliebling und küßte ihn. Dabei nahm ich mir vor, ihn zur Belohnung nicht mehr allein zu lassen, sondern selbst Vakanz zu halten. Als er des andern Morgens wieder malen wollte, die Sonne jedoch so verführerisch durch die Fenster lockte, rief ich: „Hinaus, hinaus in den Wald! Dort gibt's noch schönere Farben!“

Tony war's zufrieden, davon zeugte sein fröhliches Antlitz. Dennoch zögerte er und frug: „Aber wann malen wir die schönen Bilderbögen fertig? — Der Papa sagt immer: man muß alles zu Ende bringen!“ —

„Ein anderes Mal, Kind!" —

Aber die schönen Bilderbogen wurden nicht fertig gemalt. Schon am nächsten Tage kam ein Brief, welcher uns beide zur Abreise zwang. Bilderbogen und Farben wanderten mit unserm Tony in die Heimat.

*

Nach Verlauf eines Jahres war seine Heimat auch die meinige geworden; ich freute mich, meinen Liebling nun recht oft zu sehen, doch die Freude verwandelte sich bald in tiefe Trauer: unser Tony verfiel in eine lange, schwere Krankheit. Er litt geduldig, nahm seine Arznei, verzog wohl dabei den hübschen, kleinen Mund; aber das freundliche Lächeln kam immer wieder, selbst dann noch, als er vor Schwäche kaum mehr sprechen konnte — es wurde seine Sprache, sein Gruß. Wir sahen es wohl, unser Liebling reifte für den Himmel.

Der Arzt hatte jegliche Hoffnung abgesprochen; plötzlich tauchte sie uns von neuem auf. Der kleine Kranke begehrte zu essen; er zeigte sich kräftiger, wollte im Bette aufgerichtet sein, sprach wieder mit frischerer Stimme, seine Augen glänzten, er fühlte keine Schmerzen mehr. Die Besserung hielt an; er konnte schlafen und eines Morgens rief er:

„Papa! wo sind meine Farben und meine Bilderbogen? Du weißt schon, welche! — Du hast sie aufgehoben — dort im Schreibtische. Papa, suche sie! ich will sie fertig malen."

Der Vater suchte die verlangten Gegenstände. Man stützte den Knaben mit Kissen, legte eine Mappe über die Bettdecke, tauchte seinen Pinsel in die gelbe Farbe; unser Tony malte mit zitternder, eiliger Hand und sprach dabei, kurzatmig, schnell, doch

in Absätzen: „Nicht wahr, Papa, es ist garstig, etwas nicht fertig zu machen? — Der liebe Gott will haben, daß wir alles Angefangene auch zu Ende bringen. — So, ich muß es fertig machen und dann etwas Neues anfangen, gelt, Papa?"

Bald waren die weißen Stellen ausgefüllt. Er blickte selig lächelnd darauf und sank ermüdet ins Kissen zurück. Aber die Bilderbogen mußten liegen bleiben, und wer ihn besuchte, mußte sein Werk bewundern, das er „so schön zu Ende gebracht hatte".

Am andern Tage brachte unser Tony, unser Herzensliebling, „alles zu Ende!" sein ganzes, schönes Erdenleben; aber Lächeln lag auf seinem Engelsangesicht.

Sie möchte reden und muß schweigen!

Aennchen geht seit vier Monaten in die Schule. Anfangs wurde sie vom schönsten Herbstsonnenschein begleitet; dann fuhr der Brausewind hinter ihr drein; endlich umtanzten sie unzählige Schneeflocken. — Die Knaben lachten sich ins Fäustchen, kneteten Ballen, warfen sie kräftig, und manches Mädchen schrie laut auf, wenn es ganz zufällig getroffen wurde. Sie mochten aber nicht das gleiche Spiel treiben, sondern steckten lieber die roten Hände in den warmen Muff und zogen die Ohrlappen über die Backen.

Aennchen besaß keinen Filzhut mit Ohrlappen, sondern eine Haube, und was für eine! — von dunkelrotem Samt mit weißem Pelz verbrämt. Als dieselbe zum erstenmale auf dem Blondkopfe saß, drehten sich alle Gedanken um die Prachthaube, und doch ging Aennchen zur Kirche! Sie gab sich alle Mühe, an den Himmelvater zu denken; aber die schöne Haube kommt immer wieder dazwischen. Da faltet sie in der Kirche fromm die Hände und betet in einem fort mit beständiger Wiederholung: „Lieber Gott und Jesulein, ich danke Euch für meine Haube von rotem Samt mit weißem Pelzchen. Segne die gute Mutter, welche sie gemacht, und den guten Vater, welcher das Geld dazu hergegeben hat. Laß mich nicht eitel werden auf meine Haube und bring dem Katherl, meiner Gespielin, zum Christkind gewiß auch eine solche Haube, aber eine

blaue, mit weißem Pelzchen, das steht so schön zusammen.“

Aennchen hat nämlich eine gar liebe Freundin, welche gewöhnlich mit ihr zur Kirche und hernach zur Schule geht und dort neben ihr sitzt, heute aber ist sie nicht gekommen und hat auch die neue Haube noch gar nicht gesehen.

Nach vollendeter Messe gingen die Kinder paarweise und schweigend, wie es geboten ist, ins Schulhaus. Aennchen hängt ihren Mantel an den ersten Zapfen des Kleiderstandes und sorgsam die Haube darauf, damit sie ja nicht zerdrückt wird; dann geht sie auf ihren ersten Platz. Nun wird das Schulgebet gesprochen und mit dem „Amen“ ist jede heimliche Unterhaltung abgeschnitten; nur wer aufgerufen und gefragt wird, darf reden. Die Augen sind auf die Lehrerin geheftet, die kleinen Hände liegen nebenein=

ander auf der Bank, und die Füße stehen ruhig auf der Leiste.

Jetzt kommt das Katherl und entschuldigt sich bei der Lehrerin, daß sie wegen des argen Schnupfens nicht in die Kirche gehen konnte; zur Beglaubigung wischt sie mit dem Sacktuch das rote Näschen. Dann legt sie Mantel und Hütchen ab, natürlich als zuletzt Angekommene heute an den letzten Zapfen. Sie setzt sich nach ihrem leise gesprochenen Schulgebete neben Aennchen, aber ohne Rede und Gruß, als ob sie einander fremd seien.

Aennchen! jetzt aber nimm dich zusammen! Es ist von Zahlen, nicht von Samt und Pelzwerk die Rede. — Es drückt der armen Kleinen fast das Herz ab. Wenn sie nur hätte ein wenig mit Käthchen flüstern dürfen! Aber nein, das thut sie nicht! das ist ja gegen das Schulgesetz. Immer und immer wieder muß sie an die Haube

denken! Schon zweimal wußte sie der Lehrerin auf die Frage keine Antwort zu geben, und diese schüttelt deshalb verwundert den Kopf. Nun streicht Aennchen über die Stirne und flüstert hörbar: „Geh weg, du Denken!"

Das ist der Lehrerin nicht entgangen, und sie belauscht ihr braves Schulkind, sie ertappt deren Blick nach der Haube. Mit raschem Verständnisse erfaßt sie dieselbe, nimmt sie zwischen beide Hände, dreht sie nach allen Seiten, alle Kinder schauen darnach, alle hauchen ein bewunderndes „Ah"! und die Lehrerin sagt: „Ei wie schön! das ist wohl deine neue Winterhaube, Aennchen?"

Der Zauber ist gelöst, Katherl hat die Haube gesehen, und jetzt stört nichts mehr Aennchens Aufmerksamkeit. Es war freilich hart, zu schweigen; aber wie reich ist sie dafür belohnt worden! —

Ist's auch gewiß und wahr?

Der kleine Gerhard, auch Gerdi genannt, ist frisch gewaschen, gleich einer Rosenknospe vom Morgentau, dem Bettchen entstiegen und springt ins Wohnzimmer, denn solch ein frisches Büblein kann nicht gehen. Sogleich erfaßt er mit beiden Händen den Fußschemel und trägt ihn zum Fenster. Dann stellt er sich darauf und schaut unverwandt auf die Landstraße.

Ja, das ist eine prächtige Eckstube! da genießt man „Sommerfrische" von den hohen, kahlen oder grünen Bergen her. Und

was es sonst noch alles zu sehen gibt! Die Straße führt dicht am Hause vorüber; man kann sie mit dem Auge weit, bis gegen Reichenhall, verfolgen. Da sieht man die schön gekleideten Badegäste, Equipagen, österreichische Offiziere, mutige Reiter, einen silberhaarigen Pudel; da sieht man auch Kesselflicker, Mausfallenhändler, Auswanderer mit einem Karren, von zwei zottigen Hunden gezogen, begleitet von braunen, zigeunerhaft aussehenden Kindern. Deshalb schaut Gerdi gar so gerne hinab und eilt täglich nach dem Frühstück zum Fenster.

Einmal gab es aber etwas ganz Besonderes: einen Bären. Er lag an der Kette uns schräg gegenüber beim Hofwirt, und zwar viele Stunden lang, denn sein Herr saß im Arrest, weil er den „Meister Petz" hatte ohne die gerichtliche Erlaubnis tanzen lassen. — Mißmutig saß neben ihm die

braune Zigeunerin und mißmutig zerrte der Bär an seiner Kette. Unaufhörlich wiegte er sich mit dem Kopfe und dem Leibe von einer Seite zur andern und brummte.

Gerdi verwandte kein Auge von Meister Petz und machte ihm schließlich seine Bewegungen nach. Obwohl er das Brummen nicht hören konnte, vernahm er's in seiner regen Phantasie und brummte also gleichfalls, bis er nur mit Widerstreben von seinem Posten abgelöst wurde. Auch der Bär zog mit seinem befreiten Herrn von dannen. Aber das Bild des kopfschüttelnden Bären blieb fest haften in Gerdi's Erinnerung. Er schüttelte noch tagelang den Kopf und brummte dazu. Wer dem Kleinen im Hause begegnete, frug auch wohl: „Gerdi, wie macht's der Bär?"

Endlich wurde dem Papa das Gebrumm zu laut, Gerdi's Phantasie steigerte es gar zu sehr. — Da neigte sich jener zu dem

Knaben, hob den Finger empor und frug mit liebevollem, doch ernstem Tone: „Gerdi, ist es gewiß und wahr, hat der Bär gebrummt?“ — Das Kind nickte bejahend mit dem Kopfe und der Papa sprach noch ernster: „Gerdi, besinn dich, ist es gewiß und wahr?“ — Wieder nickte der Kleine bejahend. Da frug der Papa zum drittenmale: „Gerdi, hast du es mit eigenen Ohren gehört, hat dir's jemand erzählt, oder bildest du dir's nur ein?“

Jetzt wurden die lebhaften Augen ruhig und nachdenklich. Nach einer Weile füllten sich seine Augen mit Thränen — er küßte zärtlich Papa's Hand, als wollte er um Verzeihung bitten — dann ahmte er wieder die Bewegungen des Bären nach, preßte aber die rosigen Lippen zusammen und brummte nicht. —

Der Papa küßte seinen Knaben und sagte kein Wörtchen.

Am nächsten Tage frug wieder jemand im Hause: „Gerdi, wie hat's der Bär gemacht?" Da warf er heftig den Kopf nach rechts und links, wiegte den kleinen Körper, jedoch ohne zu brummen. Dies war dem Frager noch nicht genug. Er sagte: „Wie brummt der Bär?" — Nun drehte Gerdi mit heiligem Ernste seine Händchen und entgegnete: „Ich hab es nicht gehört; es ist gewiß und wahr: ich hab's nicht gehört!"

Der kleine Knabe kam noch oft in schwere Versuchung; bisweilen gestaltete sich sein Mündchen zum Brummen; dann bedeckte er ihn rasch mit der Hand, Purpurröte überflog sein Gesicht und er rief klagend: „O, ich hab's ja nicht gehört!" —

So recht, mein Gerdi! Gott segne deine Wahrheitsliebe und lasse sie mit dir groß werden.

Das heiß ich sparsam!

Richard ging an Papa's Hand durch die Straßen der Stadt. O, wie bewundernd die großen dunklen Augen aus dem blühenden Kindergesichte auf die ausgestellten Spielsachen blickten! Der gute Papa blieb anfänglich gerne davor stehen; doch sie wären bei dieser Nachgiebigkeit gar nicht mehr heimgekommen, und deshalb zog er den Kleinen vorwärts, das Köpfchen wandte sich aber beständig zurück, bis der Papa rief: „Schau' einmal, Richard! was gibt's dort?“

Endlich kamen sie bei einem Zuckerbäcker vorüber. Im Schaufenster lagen gezuckerte Brezeln und jetzt leuchteten Richards Augen höchst begehrlich; sie erhoben sich von den Brezeln zum Papa, und dieser verstand die stumme Bitte: er kaufte sofort eine Brezel und übergab dieselbe dem Bürschlein.

Der Knabe umspannte mit seinen Fingern den dickern Teil dieses köstlichen Backwerks und blickte unverwandt darauf. „Iß nur, Richardchen!" — sagte der Vater; aber der Kleine that es nicht, ging jedoch viel schneller, als zuvor, sah nicht mehr rechts und nicht mehr links und zog den Papa weiter, er hatte große Eile, nach Hause zu kommen. — Nur noch eine Straßenlänge davon entfernt, wiederholte der Vater seine Aufforderung, doch Richard schüttelte verneinend den Kopf. „Sollte es wirklich Anstandsgefühl sein? sollte die Mama ihm verboten haben,

auf der Gasse zu essen? oder will er seine Kostbarkeit den Brüdern zeigen, vielleicht sogar mit ihnen teilen, das gute, gute Kind?" dachte der Papa. Um dies zu erfahren, blieb er stehen, hob des Knaben Kopf in die Höhe und sagte: „Richardchen, warum issest du deine Brezel nicht? sag mir's!" — Dieser blickte mit großem Ernste in des Vaters Gesicht und erwiderte:

„Damit ich keine Bröseln verliere." —

Das vergessene Grab.

Heute machte der Himmel das Sprichwort zu schanden: „Allerseelenwetter", das heißt: Regen und Schnee durcheinander; heute schien im Gegenteil die Sonne, als ob es Frühling werden wolle.

Die Häuser des kleinen Ortes standen beinahe leer, die Menschen waren auf dem Gottesacker, um die Gräber ihrer lieben Verstorbenen zu schmücken. Der kleine Max war mit der Mutter auch hinausgegangen und während sie um die kürzlich entschlafenen Eltern weinte, tröstete er sie mit den Worten:

„Aber, Mama, denk nur, wie gut ihnen das Grab gefallen muß, wenn sie darauf vom Himmel herabschauen! Die Großmutter liebte ja die Blumen so sehr!" —

Es waren im Korbe noch viele übrigen Blumen und da die Mutter ein wenig allein bleiben wollte, sagte sie zu ihrem Knaben: „Geh einmal zum Hügel der Tante; ich komme gleich nach." —

Max eilte zur fernen Stätte; aber er war mit seinen jungen Gedanken im Himmel; er blickte empor, ob er in all dem Sonnenglanze vielleicht einen selig Verklärten, der eben herabschaue, gewahren könne; es schwebten ja solch wunderbar gestaltete silberweiße, goldumrandete Wölkchen am Horizont.

Plötzlich strauchelte sein Fuß, denn der Boden war uneben. Wie er niederblickte, sah er einen von welkem Gras überzogenen Hügel, der früher auch ein Grab gewesen

sein mußte; jetzt befand sich kein Kreuz, kein Blümchen darauf; es war ganz vergessen worden!

Max blieb stehen und fühlte eine Traurigkeit im Herzen, gerade so, wie beim Anblicke eines Bettlers inmitten einer festlich gekleideten Menschenschar. Wie oft hatte er solch einem Armen den eigenen „Sonntagskreuzer" geschenkt! — Dies fiel ihm ein und er setzte seinen Blumenkorb zur Erde. Er flüsterte vor sich hin: „Es reicht schon noch für beide." —

Ein günstiger Zufall kam ihm zu Hilfe. Ganz in der Nähe lagen Schaufel und Hacke. Sogleich grub und hackte er den zertretenen, festen Hügel auf, dann rechete er die graue Erde hübsch zusammen, steckte ringsumher einen Kranz von Astern und zuletzt, weil das Kreuz doch nicht fehlen durfte, bildete er von Blumen ein liegendes Kreuz.

Als er eben fertig geworden war, kam seine Mutter, welche ihn gesucht hatte. Sie lächelte heute zum erstenmale aus Freude; dann knieten sie am fremden Grabe gemeinsam nieder, beteten ein lautes Vaterunser und schlossen mit den Worten: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm! Herr, laß ihn ruhen in Frieden, Amen!“ —

Und sieh da! Mehrere waren herzugetreten; alle stimmten ein und das vergessene Grab kam heute wieder ins Andenken. Max deutete auf eine lichte Wolke und rief:

„O sieh, Mama! — der ist's! sieh, wie er leuchtet vor Freude und Seligkeit!“

Nachdem die beiden noch das Grab der Tante geschmückt hatten, gingen sie still und feierlich nach Hause. Des andern Tages wanderten sie wieder zum Gottesacker und besuchten auch das fremde Grab. Es hatte

kurz vorher ein ganz klein wenig geregnet; die Erde war dunkler geworden und die Blumen glänzten voll Wassertropfen, denn die Sonne schien wieder darauf. Da sagte Max:

„O sieh, Mama! der Himmelvater hat dem vergessenen Grabe einen Weihbrunn gegeben!“ — „Amen!“ — fügte die Mutter hinzu. —

Der kleine Held.

Der dicke Otto kann heute unmöglich in die Schule gehen, sein hohler Zahn thut gar so weh!“ — sagte die Mama beim Frühstück zum Papa. Dieser tritt ans Bett seines Schmerzenreich und vernimmt nun: es poche, hämmere, steche bis ins Auge hinauf, und endlich ruft Otto: „Bitte, laß den Herrn Straub kommen; heraus muß er!“

Die Mutter ist's zufrieden, daß Otto danach verlangt; denn jeder weiß, dazu gehört ein starker, mutiger Entschluß. Nach

einer Stunde war's geschehen und der kleine Held hatte sich dabei mit beiden Händen fest an den Stuhlsitz geklammert, nicht gezuckt und nicht geschrieen; „aber weh hat's immerhin gethan“ — sagte er mit ernster Miene, fügte jedoch bei: „Nun ist's vorüber, juhe!“ —

Nach einer Woche fing der hohle Zahn in der linken Seite seinen Spektakel an. Da rief Otto keck entschlossen: „Mama, der Herr Straub muß wieder her, es hilft nichts!“

Die Mutter denkt, es möchte für die, vom früher vorangegangenen Schmerz ihres Bübchens geschwächten Nerven doch zu viel sein, und wartet. Aber Otto fragt nach zwei Stunden: „Wo bleibt er nur so lang, der Zangenmann?“ Jetzt schickt die Mutter nach ihm.

Sei es nun, daß der Schmerz etwas

nachließ oder der Schlaf übermächtig wurde — kurz, Otto schlief fest ein. Eine gute Weile stand der Zahnarzt vor dem Schlafenden; es that ihm leid, den Kleinen zu wecken, er hustete nur versuchsweise. Otto erwachte sogleich, erhob sich rasch und rief: „Wo ist die Zange? — nur schnell heraus damit!“ und dabei sperrte er seinen Mund auf.

Geschehen war's im Handumdrehen. Den bösen Zahn emporhaltend, sagte Herr Straub, der Gefürchtete: „Du gibst einen Helden ab, mein Junge! Nur immer frisch und mutig der Gefahr ins Auge geblickt! Es ist meist nicht so schlimm, als man fürchtet.“

Ein freundliches Kindergemüt.

Gnadau, das ist ein schöner Ortsname: die Herrnhuter wählen fast immer solche Bezeichnungen ihrer Wohnsitze. Gnadau liegt in einer weiten Ebene bei Magdeburg: steigen wir bei dieser Station aus.

Dort lernte ich vor einigen Jahren den kleinen Willy kennen: es war ein prächtiges Bübchen! Er präsentierte sich allerliebst in seinem kurzen, grauen Spenser, den Höschen, aus welchen die festen, schöngeformten, weißbestrumpften Beinchen mit

den schwarzglänzenden Halbstiefeln hervorkamen und kräftig den Boden stampften. Auf dem dunkelblonden Haare saß der Strohhut, mit dem himmelblauen Bande und einem Anker verziert, der neuesten Mode jenes Jahrs. Das Lieblichste war jedoch Willy's Gesichtchen voll Leben und Frische — diese Augen, in welchen Treuherzigkeit und Schalkheit wechselten — dieser kleine, lächelnde Mund! — Ja, das süße Kindesherz schickte beständig seine Boten zu Mund und Augen hinauf.

Wir gingen miteinander durch den freundlichen Ort, über den baumreichen Platz, die Alleen entlang zur Restauration. Wer uns begegnete, grüßte das Kind; es war aller Liebling.

Wir lagerten uns in den schönen Anlagen bei Kaffee und Butter und waren eine Weile allein. Da kam der Postbote,

welcher auf den Zug wartete und setzte sich auf eine Bank. Zwischen ihm und uns in gerader Linie lag der Hund des Einnehmers.

Während wir uns labten, zeigte Willy mit dem Fingerchen in der vorher angegebenen Richtung und sagte: „Das ist mein guter Freund!“ — Ich frug: „Der Postbote?“ — „Nein! der andere!“ entgegnete der Knabe. Aber ich sah keinen andern und blickte forschend umher. Nun lächelte er ganz schalkhaft und erwiderte mit Augenblinzeln: „Siehst du denn nicht den Hund dort? — Das ist mein guter Freund; der andre ist ja mein Bruder!“ [1]

Jetzt hörte man den Zug einherbrausen; der Bruder, der gute Freund und auch wir näherten uns den Schienen. Der Zug hielt;

---

[1] Die Herrnhuter benennen alle Menschen mit „Bruder“ und „Schwester“.

viele Köpfe sahen zu den Wagenfenstern heraus. „Gnadauer Brezeln!" ertönte es vom Munde der Verkäuferinnen. Arme und Hände kamen zum Vorscheine, um in aller Eile sich eine volle Düte zu kaufen. — Der kleine Willy aber hatte ebensoviel zu thun: er lächelte und grüßte, so oft sich ein Blick nach ihm wendete: er grüßte mit der Hand, dem Hut, den Augen.

Ich frug den kleinen Burschen ganz erstaunt, ob er denn alle diese Leute kenne? — Da lachte mich der Schelm förmlich aus und sagte: „Nein, nein! ich kenne nicht einen einzigen davon; aber — setzte er mit ernster Miene hinzu — man muß doch seine Brüder und Schwestern grüßen!"

Der Zug brauste von dannen, wir kehrten zu unserm Imbiß zurück, und o! wie schmeckten ihm nun auch seine Brezeln! Bald

näherte sich uns Willy's Patin Emma; er strampelte auf dem Sitze ihr freudig entgegen. Das freundliche Herz grüßte wieder mit Augen und Mund. Da beugte sie sich zu ihm und frug: „Hast du mich lieb, kleiner Willy?" — Er nickte lebhaft bejahend. Es genügte der Patin jedoch nicht und sie frug aufs neue: „Wie lieb hast du mich?" — Jetzt strahlte Willy's Kindergesicht, der Körper streckte sich, er hob die Hand empor, so hoch er nur konnte und rief: „Ich habe dich lieb so hoch, so hoch! nein, viel höher! — bis zum Himmel hinauf!" und dabei richteten sich seine blauen, glänzenden Augen zum Aether, aus dem die goldene Sonne ihm den Gruß sandte.

Ja, es war ein Himmelsgruß. Zwei Monate später war er im Himmel; eine Kinderkrankheit hatte ihn weggerafft; nein! Engelein hatten ihn abgeholt.

Wißt Ihr, Vater und Mutter, Patin und Ihr „Brüder und Schwestern“, welche um den Knaben weinen, wie lieb euch Willy hat?

„Bis zum Himmel hinauf!“

Unsere Kleine spricht durch Zeichen.

Klein-Marieechen ist ein nettes Ding — rotbackig, blauäugig, goldhaarig, weiß und schmollig, aber keineswegs ein Wunderkind, denn trotz ihrer zwei Lebensjahre kann sie nur zwei Worte in voller Deutlichkeit sprechen: Papa, Mama; ein drittes blieb lange unverstanden, soviel Mühe sie sich auch gab und so oftmal sie es auch wiederholte. Als sie neulich ihr Milchschüsselchen geleert hatte, trug sie es zur Mama und wiederholte das geheimnisvolle Wort mit heftiger Kopfbewegung; zuletzt küßte sie

ebenso lebhaft die mütterliche Hand und als dieser plötzlich der Sinn klar wurde und sie wiederholte: „danke! danke! danke!" jubelte die Kleine aus vollem Halse.

O, wie gerne sie plaudern möchte! das kleine Herz ist geradezu übervoll; aber die Zunge bleibt schwer. Mariechen sitzt bei Tische zwischen Vater und Mutter. Sie ist ganz glückselig auf diesem Platze, und weil sie ihre Glückseligkeit nur mit drei Worten ausdrücken kann, nimmt sie ihre Händchen zu Hilfe, streckt dieselben nach rechts und nach links und jubelt: „Papa! — Mama! — danke, danke!"

Klein-Mariechen besitzt einen selbsteig-nen Kinderstuhl, den sie auf Schritt und Tritt herumschleppt. — Eines Tages hatte Julie, die fünfjährige, große Schwester, im Salon eine Schokoladepartie mit einigen Freundinnen. Mariechen wollte natürlich

auch dabei sein und trug ihr Stühlchen in den Salon. Sie war seelenvergnügt, obgleich die Gesellschaft sich wenig um die schweigsame Gefährtin kümmerte.

Da öffnete sich die Thüre und ein fremder Herr kam zum Besuche der Eltern. Der unberufene Eindringling brachte Verwirrung in die kleine Gesellschaft; die eine floh hinter den Ofen, die andere wendete ihm den Rücken, die dritte stieß gar ihre Tasse um und betrog sich um den Rest ihres köstlichen Trankes, — nur Mariechen behielt ihre Fassung. Freundlich lächelnd blickte sie auf den Fremden, und kaum hatte er die Mitte des Zimmers erreicht, als sie sich rasch vom Stühlchen erhob und mit einer verständlichen Handbewegung gegen den leeren Platz, den Fremden zum Sitzen einlud.

Die Mama war unbemerkt unter der Zimmerthüre erschienen und sah, wie Klein=

Mariechen statt ihrer die Honneurs des Hauses machte. Ein vergleichender Blick zwischen dem engen Stuhle und der breiten Gestalt des Gastes entlockte ihr ein helles Lachen, in welches dieser einstimmte. Klein-Mariechen blickte anfangs verwundert auf die beiden; dann aber brach sie in leises Weinen aus und wollte sich beschämt flüchten. Aber der Fremde holte sie ein, kehrte mit ihr zum Stühlchen zurück, zwängte sich dann hinein und nahm Klein-Mariechen auf den Schoß. Das machte alles wieder gut. Sie lächelte durch die Thränen, nickte mit dem Kopfe und sagte: „danke, danke!“

Ein Wiedersehen.

Der wohlbesetzte Postomnibus rollte auf der Landstraße dahin. Eines war dem andern fremd; nur ein Mädchen von kaum neun Jahren schien allen anzugehören und doch reiste sie mutterseelen-allein und keines wußte ihren Namen. Sie reiste vom Blinden-institut nach Hause, dem allgemeinen Mit-gefühle anempfohlen.

Vor zwei Jahren hatte sie mit ihren Eltern den gleichen Weg zu wiederholten Malen *sehend* zurückgelegt. Jetzt sah sie nur mit dem Geiste, aber wie deutlich!

Anfangs der Fahrt schwieg sie und lauschte. Bald unterschied Elisabeth, so hieß die Kleine, alle Stimmen und erkannte auch, daß ein Schullehrer und ein Geistlicher in der Gesellschaft sei. Als sie einen Ortsnamen nennen hörte, wurde sie gesprächig und diente für ein genaues, offenes Reisehandbuch. Kaum hatte jemand die Inschrift des Wegweisers abgelesen, so rief sie auch schon: „Jetzt kommt links ein Berg, droben steht eine Kirche, unten aber ist ein Weiher, man sieht darin die Bäume auf dem Kopf stehen! Er ist tief, denn die Bäume sind hoch und sie reichen nicht auf den Grund. O, wie schön! wie schön!"

Alle blickten hinaus; der Geistliche und der Lehrer zogen ihre Hüte ab und die anderen Männer thaten es hierauf ebenfalls, denn dort oben stand ja die Kirche.

Eine Weile hernach sagte Elisabeth: „Ach,

freut euch, jetzt werden wir bald in das Städtlein kommen."

Richtig! nach kurzer Weile stieß der Wagen tüchtig und das Mädchen wußte, man habe den Thorbogen passiert. Sie schaute nach rechts und las: „Balthasar Ebner, Spezerei- und Langwarenhandlung." Ein paar Frauen blickten sogleich nach den bunten Kleiderstoffen am Auslagfenster. Elisabeth wandte sich nach links. Die Pferde zeigten Lust, hier anzuhalten und jetzt rief sie aufspringend und mit der Hand winkend: „Grüß Gott! Ochsenwirt!" — Dann bewillkommte sie auch den Ritter Sankt Georg und die Mägde am Brunnen. Den letzteren rief sie zu: „Nicht gar zu fleißig! Morgen ist auch noch ein Tag!"

Als wir aus dem Thore gerasselt waren, sagte sie mit tiefem Atemholen: „Nur mehr eine Stunde, dann bin ich daheim." Dabei

legte sie die Hand aufs heftig pochende Herz, seliger Glanz verbreitete sich über das Gesicht und sie schwieg eine gute Weile. Aber bald traten die Plätze der Kindheitserinnerungen hervor; sie merkte es am Ton der Herdeglocken. Rasch bewegte sie sich nach rechts und links, als wollte sie alles sehen, die arme, kleine Blinde! links der Wald; rechts das gebogene Brückchen, von dem sich ein Pfad durch Wiesen schlängelt; hier der alte Eichbaum mit dem Mutter-Gottes-Bilde, ein Knie- und ein Sitzbänkchen davor. „Klappert nicht das Mühlenrad? — O, wie das Wasser schäumt und später doch so ruhig im Bache fließt! Und die Menge Vergißmeinnicht! könnt' ich sie doch alle, alle pflücken!"

Jetzt rennt bellend ein Hund heran: „Hektor! Hektor! ich bin's ja" — ruft sie zärtlich. Sie drängt vor zur Wagenthüre

und fragt: „Kommt nicht die Mutter?“ — Alle schauen nach dem Fenster. Ja, dort, mitten auf dem Seitenwege zum Dorfe steht eine Bauersfrau, auslugend, die Augen mit der Hand beschattend. — Sie winkt dem Kutscher, der Omnibus hält. Ein der Thüre zunächst Sitzender öffnet den Schlag, alle steigen ab, heben das Mädchen heraus und Elisabeth liegt am Mutterherzen. Dann drückt sie beide Hände aufs Antlitz der Mutter und feiert das Wiedersehen.

Die Mitreisenden reichen der Kleinen ihr Handkörbchen; fast jedes schiebt ein Andenken hinein, dann nehmen sie freundlich Abschied und besteigen wieder den Omnibus; er rollt von dannen, Elisabeth winkt nach. Drinnen aber fährt manche Hand über das feuchte Auge, der Geistliche faltet die Hände und spricht leise: „Sie haben Augen und sehen nicht! Aber die Kleine hat

heut mehr gesehen, als wir alle, und ein helleres Licht der Zufriedenheit leuchtet ihr, als uns. O Gott, erhalte es ihr im dunklen Leben!"

Alle neigen das Haupt und flüstern: „Amen."

Inhalt.

Braun, Isabella

Unsere Kleinen

Donauwörth [ca. 1890]